

Roswitha Gruber

*Die verheimlichte
Großmutter*



rosenheimer

Roswitha Gruber
Die verheimlichte Großmutter

Roswitha Gruber

*Die verheimlichte
Großmutter*



rosenheimer

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer
Verlagshaus erschienenen Originalausgabe 2022

© 2022 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Rosenheim

www.rosenheimer.com

Titelfoto: © Privatarchiv Helene Leitner

Bildnachweis: Die Fotos im Innenteil stammen aus dem
Privatarchiv von Helene Leitner

Lektorat: Christine Rechberger, Rimsting

eISBN 978-3-475-54920-5

Inhalt

Die Vorgeschichte

Ein Kind stellt Fragen

In der alten Mühle in Unterwössen

In Reit im Winkl

Bei den Klosterschwestern in München

Verliebt - verlobt - verheiratet

Endlich selbstständige Hebamme

Krankenhausaufenthalte

In der Heil- und Pflegeanstalt Gabersee

Die Tochter der Hebamme

Der Stolperstein

Die Vorgeschichte

In unserem Gemeindeblatt las ich, dass in Reit im Winkl im Rahmen einer Feierstunde ein »Stolperstein« für eine ehemalige Bewohnerin des Dorfes, die Hebamme Therese Mühlberger, verlegt werden solle. Einen Monat später war dann in der Gemeindezeitung der Bericht über die Gedenkfeier zu lesen, der auch einige Fotos von dieser Frau enthielt. Dadurch erfuhr ich Näheres aus ihrem Leben, und mein Interesse war erst recht geweckt. Es gelang mir, die E-Mail-Adresse ihrer Enkelin Helene Leitner, die das alles initiiert hatte, ausfindig zu machen.

Nachdem einige weitere Monate ins Land gegangen waren, besuchte mich Helene mehrere Male. Sie beantwortete nicht nur viele meiner Fragen, sie brachte mir auch Unterlagen über ihre Großmutter mit, die sie nach eifrigem Stöbern in verschiedenen Archiven und aus alten Aufzeichnungen zusammengestellt hatte. Beim Lesen derselben war ich zutiefst erschüttert.

Was mir noch an Informationen fehlte, versuchte ich in alten Tauf- und Sterbebüchern zu finden, und indem ich betagte Bewohner in Reit im Winkl befragte.

Das Ergebnis möchte ich Ihnen mit diesem Buch vorlegen. Jetzt lasse ich Helene, die Enkelin von Therese, zu Wort kommen.

Roswitha Gruber

Ein Kind stellt Fragen

Meine früheste Erinnerung ist folgende: Noch nicht ganz drei Jahre alt, sehe ich mich an der Hand meiner Mutter in einem fremden Haus eine Treppe hinaufsteigen. Oben angekommen, entdeckte ich in einem Zimmer mein Gitterbett und fragte: »Mutti, warum steht mein Bettchen hier?«

»Wir wohnen jetzt hier.«

»Warum?«

»Das verstehst du noch nicht«, speiste sie mich ab. Diese Antwort sollte ich in Zukunft noch öfter auf meine Fragen zu hören bekommen.

Die nächste Begebenheit, an die ich mich erinnere, muss sich einige Monate später zugetragen haben. In der neuen Wohnung saß ich auf der Kloschüssel und wollte Wasser lassen. Es ging aber nicht. Der Druck auf die Blase wurde immer stärker, sodass ich schon Schmerzen hatte, doch ich konnte nicht loslassen. Ratlos standen meine Eltern um mich herum.

Ungeduldig befahl mein Vater schließlich: »Dirndl, du bieselst jetzt, aber sofort.« Dieser Befehl verschlimmerte meine Lage nur noch. Jetzt ging erst recht nichts. Die Schmerzen wurden immer stärker.

»Ich kann nicht«, jammerte ich unter Tränen. »Es geht nicht. Es tut so weh.«

Endlich hatte meine Mutter die richtige Idee: »Das Kind muss in die Klinik.«

Der Vati trug mich die beiden Treppen hinunter und legte mich auf die Rückbank seines alten VW-Käfers. So landete ich nach wenigen Minuten in der Kinder-Klinik, die

sich in der Lindwurmstraße befand. Der Arzt redete begütigend auf mich ein und setzte mir einen Katheter. Was für eine Erlösung, als der Druck auf die Blase endlich nachließ!

Meine heutige Erklärung für das damalige Verhalten: Vermutlich war mein Körper so verkrampft, weil mich meine Mutter zu rigide zur Sauberkeit angehalten hatte. Zum Glück hatte ich nach diesem Erlebnis nie wieder Probleme mit dem Wasserlassen.

Schon früh hörte ich aus den Gesprächen meiner Eltern heraus, wie stolz sie darauf waren, in München zu wohnen. Erst viele Jahre später begriff ich, warum dieser Wohnort so wichtig für sie war.

Meine Mutter stammte aus Reit im Winkl in Oberbayern. Dies war zwar in ihrer Kindheit bereits ein bekannter Ferienort, er war ihr aber zu eng und vor allem zu abgelegen.

Mein Vater war auf einem Einödhof aufgewachsen, der in einer gottverlassenen Gegend in Niederbayern lag. Beide Orte sollte ich schon in meiner frühen Kindheit kennenlernen. Nach Reit im Winkl fuhren wir in schöner Regelmäßigkeit alle zwei Wochen, um meine Großeltern zu besuchen. Das war für mich herrlich. Dort fand ich es wesentlich schöner als in München. Man sah Kühe, die durchs Dorf getrieben wurden, man sah hochbeladene Heuwagen über die Straßen rumpeln, man konnte gefahrlos auf der Straße spielen, weil nur selten ein Auto fuhr.

Im Winter fand ich es in diesem Dorf besonders toll. Mit Begeisterung denke ich an den vielen Schnee. Auf allen Dächern lagen dicke weiße Polster, und beiderseits der Straßen waren richtige Schneewände aufgetürmt. Man

fuhr über weiße Wege, und beim Gehen knirschte der Schnee unter den Füßen.

In München schneite es zwar auch, die Bürgersteige waren aber immer schnell geräumt, und der Schnee auf den Straßen wurde von den vielen Autos sehr bald in Matsch verwandelt.

An Opas Haus befanden sich rechts und links vom Eingang Schneewände, die so hoch waren wie ein Erwachsener. Der Vati konnte unser Auto nur vor dem großen Tor parken, das ich lange Zeit für eine Garageneinfahrt gehalten hatte. Später, als ich mal die Gelegenheit hatte, einen Blick hineinzuworfen, entdeckte ich, dass der Raum so voller Gerümpel war, dass kein Auto darin Platz gehabt hätte. Wozu hätte der Opa auch eine Garage haben sollen? Er hatte ja weder Auto noch Führerschein.

Wenn wir wieder abfahren, musste mein Vater rückwärts zwischen den Schneewänden hinausmanövrieren. Weil er dabei nicht auf die Straße sehen konnte, stand die Mutti auf der Fahrbahn und gab ihm Zeichen, wenn frei war. Oma und Opa standen dann an der Haustür und winkten zum Abschied.

Den Opa Stefan mochten wir Schwestern sehr gern, denn er war stets freundlich und spielte oft mit uns. Der Oma Katharina ging ich aber am liebsten aus dem Weg. Sie war kalt und abweisend, und wenn sie mich überhaupt ansprach, dann nur, weil sie was zu meckern hatte.

An Heiligabend 1968 - genau während der Bescherung - kam ein Anruf von dieser Oma. Sie teilte meiner Mutter mit, dass Opa gestorben sei. Das überraschte uns alle sehr. Wir Kinder brachen in Tränen aus, und noch heute sehe ich meine Mutti traurig dasitzen und den Vati irgendwie ratlos hin- und herlaufen.

Von da an hatte Weihnachten für mich seinen Zauber verloren. Jedes Jahr an Heiligabend musste ich an Großvaters Tod denken und daran, wie betroffen meine Eltern gewesen waren. Zwei Wochen zuvor hatten wir die Großeltern noch besucht. Gewiss, da ging es dem Opa nicht besonders gut. Er klagte über Schmerzen im Bauch. Er benutzte das Wort »Kolik« und legte sich immer wieder eine Wärmflasche auf den Leib. Dass man aber daran sterben könnte, daran hatte niemand von uns gedacht.

Am zweiten Weihnachtstag fuhren wir nach Reit im Winkl. Der Vati hatte seinen schwarzen Anzug angelegt, seinen Hochzeitsanzug, wie er betonte, und war stolz darauf, dass er noch hineinpasste. Wir Mädchen mussten unsere Sonntagskleider anziehen, weil sie in gedeckten Farben gehalten waren. Die Mutti selbst bekleidete sich mit einem schwarzen Plisseerock, einer schwarzen Baumwollbluse und zog darüber eine schwarze Strickjacke. Zu ihrem Leidwesen stellte sie fest, dass sie keine schwarzen Strümpfe besaß. Damals hielten sich die Leute noch sehr streng an die Vorschriften für Trauerkleidung. Nicht nur bei der Beerdigung mussten die engsten Angehörigen, zumindest die weiblichen, in tiefes Schwarz gehüllt sein, sondern bereits ab dem Todestag und bis zu sechs Wochen danach. Wegen der fehlenden Strümpfe wusste die Mutti sich aber zu helfen. Kaum in ihrem Heimatdorf angekommen, nahm sie mich mit und steuerte auf das einzige Textilgeschäft am Platze zu. Das war natürlich geschlossen. Meine Mutter betätigte die Klingel neben der Ladentür, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, dass man am zweiten Weihnachtstag dort Einlass begehrte. Wenige Minuten später öffnete die Ladenbesitzerin. An der Art der Begrüßung erkannte ich, dass sich die beiden Frauen nicht fremd waren. Die Geschäftsfrau wusste auch schon, wozu meine Mutter die

schwarzen Strümpfe benötigte, und sprach uns ihr Beileid aus. Die Frau verkaufte meiner Mutti das Gewünschte, und erleichtert verließen wir das Geschäft.

Anschließend begrüßten wir erst Oma Katharina und erfuhren von ihr Näheres über Opas Tod. Obwohl er eifrig seine Wärmflaschen aufgelegt hatte, waren seine Schmerzen unerträglich geworden. In großer Sorge hatte seine Frau schließlich den Arzt angerufen. Dieser war aber nicht sogleich gekommen. Als er endlich eintraf, stellte er die Diagnose »Blinddarmentzündung« und brachte den Patienten eigenhändig ins örtliche Krankenhaus. Leider kam für meinen Großvater die Notoperation zu spät. Der Blinddarm war bereits durchgebrochen.

Die Beerdigung fand am 28. Dezember statt. Zu meinem Bedauern durfte ich nicht mit. Zu gerne hätte ich dem Opa die letzte Ehre erwiesen. Meine Mutter aber bestimmte, dass ich im Haus blieb. Es sei wichtig, dass jemand es bewache, während alle auf dem Friedhof seien. Vielleicht wollte sie mir aber auch ersparen, in Kälte und Schnee an dem offenen Grab zu stehen.

Anscheinend waren die Trauergäste nach der Beisetzung in einem Gasthaus zur Zehrung eigekehrt. Denn es dauerte wahnsinnig lange, bis sie endlich heimkamen. In der Wartezeit war es mir aber nicht langweilig geworden. Zu Weihnachten hatte ich das Buch »Der Räuber Hotzenplotz« von Ottfried Preußler bekommen. Nun hatte ich die beste Zeit, ungestört darin zu lesen.

Während dieses Aufenthaltes in Reit im Winkl übernachteten wir in Mutters Elternhaus, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Nach dem Begräbnis blieben wir noch eine weitere Nacht, denn es gab einiges zu ordnen und zu regeln.

Abgesehen von den 14-täglichen Besuchen in Reit im Winkl verbrachten wir seit Opas Tod zusätzlich den

Allerheiligen-Tag dort. Wie alle anderen Dorfbewohner standen wir zur Zeit der Gräbersegnung auf dem Friedhof. Beim ersten dieser Besuche las ich interessiert die Namen auf dem schmiedeeisernen Grabkreuz. Außer Stefan Mühlberger, geboren am 8. August 1896 und gestorben am 24. Dezember 1968, fiel mir der Name Therese Mühlberger auf, geboren am 18. Juni 1898 und gestorben am 7. November 1940. Schnell rechnete ich mir aus, dass diese Frau nur 42 Jahre alt geworden war. Wer mochte sie gewesen sein? Wieso lag sie in Opas Grab?

Wieder zurück in München, fragte ich meine Mutter: »Wer war Therese Mühlberger?«

»Wie kommst du jetzt darauf?«, fragte sie sichtlich verlegen.

»Der Name steht auf Opas Grabkreuz.«

»Ach so, ja. Das brauchst du nicht zu wissen«, gab sie knapp zur Antwort.

Wenn sie mir keine Auskunft gibt, dachte ich, dann werde ich eben Oma Katharina bei der nächsten Gelegenheit danach fragen, wenn mich das auch einige Überwindung kosten würde. Sie war nämlich nie besonders freundlich zu mir gewesen. Das war auch der Grund, warum ich nach Großvaters Tod nicht mehr so gerne nach Reit im Winkl fuhr. Christine, meine Schwester, setzte es sogar durch, dass sie überhaupt nicht mehr mit in Mutters Heimatdorf zu fahren brauchte. Während dieser Zeit traf sie sich in München mit ihren Freundinnen. Dagegen musste ich, die um vier Jahre Jüngere, das tun, was die Eltern wollten.

Als ich im Jahr darauf an Allerheiligen wieder mit meinen Eltern an Großvaters Grab stand, staunte ich nicht schlecht: Denn das schmiedeeiserne Grabkreuz war verschwunden. Stattdessen stand dort ein Grabstein. Auf diesem entdeckte ich aber nur Opas Namen und Daten.

Wer will Therese Mühlberger totschweigen?, machte ich mir als Zehnjährige meine Gedanken. Aus ungunstiger Erfahrung heraus wagte ich es aber nicht, meine Mutter danach zu fragen. Schnell kam ich dahinter, dass nicht sie diejenige war, die das Andenken an Therese auslöschen wollte. Denn sie drückte ihr Befremden darüber aus, dass deren Namen verschwunden war. Bei unserem nächsten Besuch in Reit im Winkl ließ sie beim Schmied metallene Buchstaben und Zahlen anfertigen, die er am unteren Rand des Grabsteins anbringen musste.

Im folgenden Jahr an Allerheiligen konnte ich mich davon überzeugen, dass Thereses Name und ihre Lebensdaten wieder für alle sichtbar waren.

Ganz so schlimm waren für mich die Besuche im Heimathaus meiner Mutter in den folgenden Jahren dann doch nicht. Mir gelang es, das Beste aus diesen Aufenthalten zu machen. Meist war ich mir selbst überlassen und konnte mich auf der Straße oder in der Nachbarschaft aufhalten, wo ich mit Gleichaltrigen spielte. Manchmal begleitete ich die Mutter auch, wenn sie Verwandtenbesuche machte. Eine davon war die Blaser-Elise. In welchem verwandtschaftlichen Verhältnis ich zu der alten verhutzelten Frau stand, sollte ich erst Jahre später erfahren.

Interessanter als die Elise war für mich zu der Zeit der Hölzl-Christian, der im selben Haus wohnte. Er war Elises Schwiegersohn, denn er war mit ihrer Tochter Lisbeth verheiratet. Dieser freundliche Mann mittleren Alters, von allen nur Christl genannt, hatte immer einen Scherz auf den Lippen, wenn er mich sah, und machte gern seine Späßchen mit mir.

Eines nannte er »Knödlbrotschneiden«. Das sah so aus: Er malträtierte mein schmales Handgelenk zwischen Zeige- und Mittelfinger seiner prankenähnlichen Hände. Das tat

richtig weh. Deshalb nahm ich immer Reißaus, wenn er das Wort »Knödlbrotschneiden« in den Mund nahm. Erst, wenn er mir nachrief: »Komm zurück, Dirnei, heute wird kein Knödlbrot geschnitten«, kehrte ich zurück. Als einziger Postbote im ganzen Dorf war er eine wichtige und gern gesehene Persönlichkeit und kannte jedes Haus.



Zu Besuch bei der Blaser-Elise, Therese steht links.

Einmal besuchte unsere Lehrerin mit uns Schülern in München das Hauptpostamt. Wir besichtigten, was es in einem Postamt eben zu sehen gab, und bekamen am Ende einen Lehrfilm vorgeführt: »Die Reise eines Briefes«. Darin sah man die verschiedenen Stationen eines Schreibens vom Absender bis zum Empfänger. In diesem Film war der Adressat zufälligerweise in Reit im Winkl angesiedelt. Und wer brachte ihm den Brief? Niemand anderer als der Christl! Den kenn ich! Den kenn ich!, hätte ich am liebsten hinausposaunt. Doch schüchtern, wie ich war, behielt ich meine Weisheit für mich und zappelte nur vor lauter Aufregung auf meinem Stuhl herum. Dem Christl aber verriet ich bei unserer nächsten Begegnung im Haus der

Blaser-Elise, dass ich ihn in einem Lehrfilm hatte bewundern können. Das erfüllte ihn mit Stolz.

Wie bereits erwähnt, waren seit Großvaters Tod die Aufenthalte in Reit im Winkl nicht mehr ganz so reizvoll für mich. Doch in Niederbayern, der Heimat meines Vaters, war ich nach wie vor gerne. Dort fühlte ich mich wie im Paradies. Zu meinem Bedauern fuhren wir nur zweimal im Jahr dorthin, einmal im Frühsommer und einmal im Frühherbst. Eigenartigerweise besuchten wir aber nicht Baderöd, wo mein Vater seine Kindheit verbracht hatte, sondern Falkenöd, das etwa zehn Fußminuten davon entfernt lag. Auf meine Frage, warum er nicht Baderöd besuche, bekam ich von meinem Vater nur ausweichende Antworten.

Die Bäuerin von Falkenöd empfing uns jedes Mal mit großer Herzlichkeit und lud uns immer gleich zum Essen ein. Im Haus gab es mehrere Kinder, teils älter, teils jünger als ich. Daher versammelte sich stets eine große Runde um den Küchentisch, und es erhob sich unweigerlich ein lebhaftes Geschnatter. Sobald aber das Essen aufgetragen wurde, verstummte es schlagartig, und wir schaufelten die guten Sachen in uns hinein.

Nach der Mahlzeit durften wir draußen herumtollen, im Kuhstall das neugeborene Kälbchen anschauen, im Schweinestall ein Dutzend Ferkel bewundern, im Heustadl Verstecken spielen, auf Obstbäume klettern und Äpfel, Birnen oder Zwetschgen gleich in luftiger Höhe verzehren.

Während wir Kinder also bestens beschäftigt waren, unterhielten sich die Erwachsenen, die Mutter mit der Bäuerin und der Vater mit dem Bauern, der einige Jahre jünger war als er. Sie kannten sich aus ihrer Kindheit.

Manchmal besuchten wir auch die Anni, die ein paar Höfe weiter wohnte. Sie war gewissermaßen eine Ziehschwester meines Vaters, da beide zur selben Zeit

Pflegekinder auf Baderöd gewesen waren. Das hat sie mir erzählt, weil mein Vater in dieser Hinsicht ja ziemlich schweigsam war. Von ihr erfuhr ich auch, dass Ludwig, der Pflegevater, Zimmermann gewesen war und seine Frau Kathl als Störnäherin in die Häuser gegangen war. Dazu betrieben sie eine Nebenerwerbslandwirtschaft. Weil ihr Einkommen dennoch nicht für die Familie ausreichte - sie hatten vier eigene Kinder: Kathl, Resl, Rosl und Georg - hatten sie die Pflegekinder Anni und Wilhelm aufgenommen.

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte Anni einen Adolf geheiratet und kurz nacheinander die Kinder Fini, Adi und Katherl bekommen. Trotzdem war Adolf Anfang 1944 eingezogen worden. Zur Vaterlandsverteidigung hatte man ihn nach Italien geschickt. Dort war er bereits nach einigen Monaten in italienische Kriegsgefangenschaft geraten. Nach kurzer Zeit war es ihm aber gelungen zu flüchten. Er konnte sich seiner Freiheit jedoch nur kurze Zeit erfreuen. Von den Deutschen wurde er nämlich sehr schnell eingefangen und als Deserteur standrechtlich erschossen. Wegen dieses unehrenhaften Endes bekam seine Witwe zunächst keine Rente und musste sich mühsam mit ihren drei Kindern durchschlagen. Trotz dieses Schicksalsschlages war Anni eine Seele von Mensch und strahlte sehr viel Wärme aus, wovon auch ich profitierte. Wenn sie mich in die Arme nahm und drückte, fühlte ich mich so richtig geborgen. Hatten wir vorher unseren Besuch angekündigt, kochte sie immer etwas besonders Köstliches, zum Beispiel Schweinsbraten mit Knödeln und Blaukraut, gebackenes Hendl mit Pommes frites und Salat oder Mehlspeisen wie frische »Auszogne«, die anderswo als »Kiachi« oder »Kiachl« bekannt sind.

Nach Jahren, mittlerweile war ich 13, brachte ich endlich den Mut auf, Oma Katharina anzusprechen. Ohne lange Vorrede fragte ich: »Wer war Therese Mühlberger?«

Zu meiner Überraschung wies sie mich nicht ab, sondern stellte eine Gegenfrage: »Ja, weißt du das denn nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. Darauf erklärte sie: »Therese ist deine Großmutter.«

Irritiert antwortete ich: »Ich denke, du bist meine Großmutter.«

»Therese ist deine leibliche Oma, ich bin nur deine Stiefoma.«

»Meine Stiefoma? Wieso denn das?«

»Ganz einfach, weil dein Opa Stefan mich geheiratet hat, nachdem seine Frau Therese gestorben war.«

Da sie offensichtlich gut drauf war, schob ich gleich ein paar Fragen nach: »Wann hast du meinen Opa geheiratet?«

»Das kann ich dir ganz genau sagen: am 2. Oktober 1941.«

»Wie hat dich der Opa denn so schnell nach dem Tod seiner Frau kennengelernt?«

»Wir kannten uns schon seit einigen Jahren. Genauer gesagt, seit 1934. Stefan hat mich damals als Hauserin engagiert. Er hat dringend jemanden gebraucht, der ihm den Haushalt macht und seine kleine Tochter versorgt, nachdem ihre Mutter in der Irrenanstalt gelandet war.«

Entsetzt horchte ich auf: »In der Irrenanstalt? Meine Oma war in der Irrenanstalt? Warum?« Irrenanstalt war damals der übliche Ausdruck für diese Art von Einrichtungen. Später wurden sie in Nervenheilund Pflegeanstalten umbenannt.

Während ich noch sinnierte, wirkte Katharina plötzlich sehr verlegen, so als ob sie zu viel verraten hätte. Auf mein

»Warum« kam sie mit der Ausrede: »Das kann ich dir leider nicht sagen.«

Wollte sie das nicht? Oder wusste sie es wirklich nicht? Als ich nachfragen wollte, schob sie schnell nach: »Sie wird halt ein ziemliches Luder gewesen sein.«

Mit dieser Antwort wusste ich nichts anzufangen. Katharina machte jedoch keine Anstalten, mir das näher zu erklären. Deshalb verlegte ich mich auf andere Fragen. Über Großmutter Therese erfuhr ich dadurch leider nicht wesentlich mehr. Stattdessen erfuhr ich eine Menge aus dem Leben der Stiefoma und bekam endlich eine Erklärung dafür, warum sie mir gegenüber immer so unnahbar war.

Sie stammte aus der Holledau, dem größten Hopfenanbaugebiet der Welt. Ihr Vater aber partizipierte nicht an dem Reichtum, wie man ihn den Hopfenbauern allgemein nachsagt. Er war nur ein armer Schuster, und sein einziger »Reichtum« bestand aus 21 Kindern, von denen Katharina das älteste war. Wie in kinderreichen Familien üblich, musste sie schon früh die Rolle der Kindsmagd für ihre jüngeren Geschwister übernehmen.

»Weißt du«, erklärte sie mir, »irgendwann hatte ich die Nase voll. Kaum war eines aus dem Größten heraus, kam wieder ein neues an, und die anderen hingen mir weiterhin am Rockzipfel. Nie hatte ich eine Minute für mich. Aber nicht nur das: Für alles, was die Kleinen anstellten, wurde ich geschimpft oder sogar bestraft. Deshalb habe ich eine Abneigung gegen kleine Kinder und habe mir vorgenommen, mir nie im Leben Kinder anzuschaffen. Mit 25 Jahren durfte ich endlich aus dem Haus gehen. Um mir mein Brot zu verdienen, verdingte ich mich nacheinander als Magd bei verschiedenen Bauern. Die Land- und Stallarbeit wurde mir mit der Zeit aber zu schwer. Deshalb suchte ich nach einer anderen Tätigkeit. Außer zum Kinderhüten hatte mich meine Mutter zu allen möglichen

Hausarbeiten herangezogen. So hatte ich bei ihr auch Kochen gelernt. Deshalb fühlte ich mich dazu befähigt, als Haushälterin zu arbeiten, und gab eine entsprechende Annonce in der Zeitung auf. An Angeboten hat es mir nicht gemangelt. Bevor ich mich entschied, schaute ich mir jeden Haushalt genau an. Es waren Stellen darunter, die finanziell besser gewesen wären als diese hier. Bei den anderen hätte ich auch wesentlich größere Heiratsaussichten gehabt, weil die Hausherren verwitwet waren. Beim Steff dagegen war es sehr fraglich, ob er mich jemals heiraten würde, weil seine Frau ja noch lebte, auch wenn sie sich in einer Pflegeeinrichtung befand. Außer Kost und Logis konnte mir dein Opa nur ein winziges Taschengeld bieten. Trotzdem habe ich mich für ihn entschieden, weil nur ein Kind da war, und das war mit seinen sieben Jahren bereits aus dem Gröbsten raus.«

Über dieses Gespräch mit meiner Stiefgroßmutter habe ich noch lange nachgedacht, besonders über die Aussage, dass meine leibliche Großmutter in einer Nervenheilanstalt gewesen sein soll. Mit meinem neuerworbenen Wissen wollte ich wieder bei meiner Mutter nachfragen. Vielleicht wäre sie jetzt zugänglicher, wenn sie merkte, dass ich schon ein bisschen Einblick in Thereses Leben hatte.

Doch ehe ich ein gar so heikles Thema anschnitt, wollte ich von ihr erst etwas anderes wissen, was mich seit dem Gespräch mit Katharina beschäftigte. In München hatte ich nämlich noch eine Oma, die Adelheid. Sie wohnte so nah bei uns, dass man sie zu Fuß besuchen konnte. Das taten wir aber äußerst selten. Dafür kam sie öfter zu uns. Sie war auch nicht gerade die Herzlichkeit selbst. Allerdings hatte sie mich, als ich noch klein war, manchmal auf ihre Knie genommen und »Hoppe Reiter« mit mir gespielt, oder sie hatte mir Märchen vorgelesen. Je älter ich aber wurde, desto weniger Zuwendung bekam ich von ihr. Da ich nun

erfahren hatte, dass Katharina meine Stiefoma war, wollte ich von meiner Mutter wissen: »Ist die Adelheid auch meine Stiefoma?«

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte sie irritiert. Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte sie hinzu: »Nein, sie ist deine richtige Oma. Sie ist die leibliche Mutter von deinem Vati.«

»Warum ist sie dann immer so kühl zu mir?«

Die Mutter schwieg eine Weile. Ihrem Gesicht sah man an, dass es in ihrem Kopf arbeitete. Anscheinend dachte sie darüber nach, ob und wie viel sie mir über ihre Schwiegermutter erzählen sollte. Zu meinem Erstaunen wurde sie dann richtig mitteilhaft: »Ja, weißt du, die Adelheid hat in ihrem Leben wenig Liebe und Wärme erfahren, deshalb ist sie so unnahbar. Sie kann das, was sie selbst nicht erlebt hat, nicht weitergeben. Maria, ihre Mutter, hat Adelheid ledig zur Welt gebracht. Noch vor der Geburt hat sich der Kindsvater aus dem Staub gemacht. Adelheid hat also ihren Vater nie kennengelernt. Ihre ledige Mutter war also gezwungen, sich weiterhin ihr Brot zu verdienen. Dabei wäre das Kind nur hinderlich gewesen. Daher brachte sie es zu ihrer Mutter. Diese war nicht gerade begeistert, das Kind ihrer Tochter aufziehen zu müssen, da sie selbst noch einen Stall voller Kinder hatte. Ein oder zwei Jahre später bekam Maria wieder ein lediges Kind, das sie Josef nannte. Sein Vater, der Anton, heiratete Maria einige Monate nach Josefs Geburt. Mit Anton bekam sie eine weitere Tochter, die sie Maria nannte. Der kleine Josef und die kleine Maria durften bei ihrer Mutter aufwachsen, die nun nicht mehr berufstätig sein musste, da sie in Anton einen Ernährer gefunden hatte. Ihre erste Tochter aber, die Adelheid, ließ Mutter Maria bei der Oma und kümmerte sich so gut wie nicht um dieses Kind.